Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 4

Artikel: Der alte Franki
Autor: Ulmer, Margrit
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der alte Franki

Erzählung von Margrit Ulmer

Ich fahre jeden Morgen mit dem ersten Tram. Schon an der Haltestelle treffe ich immer die selben Leute, und wenn ich dann einsteige, ist mein Platz noch frei. Es hat jeder seinen bestimmten Platz, und es ist Ehrensache, daß dieses «Vorrecht» der allmorgendlichen Stammfahrer respektiert wird. Doch wenn sich mal ein «Fremder» ins erste Tram verirrt und auf einem «unserer reservierten» Plätze hockt, dann lächelt man mitleidig und bleibt auf der Plattform stehen; denn dieser Fremde kennt ja die ungeschriebenen Gesetze der «großen Familie» nicht. Ja, es ist eine große Familie, die sich jeden Morgen um die gleiche Zeit im ersten Tramwagen zusammenfindet. Jeder kennt jeden. – Ganz hinten in der Ecke sitzt,

schon am frühen Morgen mustergültig geschminkt, eine Blondine, die in ihrem hochgestellten Persianerkragen ein Nickerchen macht. Neben ihr, in respektvoller Entfernung, hockt ein älterer, gut angezogener, wohlbeleibter Herr, der unentwegt zum Fenster hinaus schaut, obwohl es weiter nichts zu sehen gibt. Seinem Gesicht nach zu urteilen, gehe ich jede Wette ein, daß dieser Mann mal ein Boxweltmeister war, und er schaut auch immer so böse und mürrisch drein. Ich habe schon manchmal den Mut des Kondukteurs bewundert, der von ihm die Wochenkarte verlangen muß. – Rechts vor mir sitzen zwei Zeitungsfrauen, die mir den Rücken zukehren und, wie es scheint, schlecht gelaunt in ihren großen Ledertaschen die Zeitungen zählen. Schräg hinter mir liest ein Italiener gelangweilt in einem riesigen Sportjournal. Man sieht es ihm an, daß er nicht ausgeschlafen hat. Sein Kopf kippt ratenweise nach vorne, wobei ihm schon zum dritten Male die Zeitung entfällt. Resignierend verkriecht er sich in seinen Rollkragenpullover und zieht den schwarzen Wollschal vor den Mund. Neben ihm hat eine ältere Frau ihren Stammplatz eingenommen. Sie ist immer guter Dinge, lacht viel und treibt mit dem Kondukteur ihre Späße. Wir anderen bleiben jedoch unbeteiligt. Da steigt an einer Haltestelle ein altes Männlein ein. Damit ist die «Familie» vollzählig; denn schon beim übernächsten Halt steigen die ersten wieder aus. – Der alte Mann, fast schon ein Greis, ist klein, schmächtig und ein wenig gebeugt. Er hat einen sehr langen, abgenutzten, braunen Mantel an, an dem die ausgefransten Knopflöcher ungeschickt vernäht sind. Er trägt zwei verschiedene Wollhandschuhe. Der eine ist dunkelblau, der andere braun und weitmaschiger gestrickt. An seinem verbeulten, schwarzen Hut, den er ein wenig in die Stirn gezogen hat, hängen weiße Katzenhaare. In der Rechten hält er eine schwarze Ledertasche, der man es ansieht, daß sie wohl mindestens so alt ist wie das Männlein selbst. Sie sieht aus wie ein kleiner, schwarzer Sarg. Diese Form kam, wenn ich recht unterrichtet bin, um die Jahrhundertwende in Mode. – So kommt der Alte, Antonius Franki heißt er, (ich erfuhr den Namen durch einen indiskreten Blick auf seinen Fahrausweis) in den Wagen herein getrippelt, nimmt mir gegenüber Platz und stellt vorsichtig den kleinen «Sarg» neben sich hin. Als erstes nimmt er dann die altmodische Nikkelbrille ab und putzt sie umständlich mit einem großkarierten Taschentuch. Dabei nickt er jedem einen freundlichen Morgengruß zu. Es ist, als wenn wir alle darauf gewartet hätten. Nun setzt er seine Brille wieder auf, schaut aber darüber hinweg, wenn er mit jemandem spricht. Dieser Greis, dessen Hände von schwerer Arbeit zeugen, strahlt Wärme und Güte aus. Und da geschieht etwas Seltsames: Der böse Mann mit dem Boxergesicht schaut nicht mehr mürrisch aus dem Fenster. Er sagt seiner Nachbarin, der Blondine, ein paar freundliche, nette Worte, die sie mit einem reizenden Lächeln beantwortet. Die beiden Zeitungsfrauen kichern miteinander und erzählen sich einen neuen Witz, und der Italiener steckt das Sportjournal weg, schiebt sich die Baskenmütze ins Genick und lächelt dem alten Manne freundlich zu. Es wird lebendig im Wagen. Nur die ältere Frau, die vorher ihre Späße getrieben hat und so lustig war, wird still, schaut ab und zu verstohlen zum alten Franki hinüber, legt beide Hände in ihren Schoß und träumt melancholisch vor sich hin . . .

So ist es jeden Morgen. Wir sitzen mürrisch und verschlafen mit leeren Gesichtern, in denen sich die Angst und die Ungewißheit vor dem kommenden Tage spiegelt, auf unseren Plätzen und verstecken uns hinter aufgestellten Mantelkragen. Bis der alte Franki kommt, den kleinen «Sarg» neben sich stellt und seine Nickelbrille putzt. Oft drängt sich mir dann eine seltsame Vision auf: Ich sehe, wie wir alle auf den Alten zustürzen, uns um ihn drängen, ihm die geöffneten Hände entgegenstrecken und ihn anflehn. Dann verteilt er. Es bekommt jeder gleich viel. Auch der «Boxweltmeister», der so böse drein schaut, bekommt nicht mehr wie wir alle. Zufrieden und froh gehen wir auf unsere Plätze zurück. Nur die alte Frau, die erst immer lustig und humorvoll ist, steht nicht beim Franki und bittet mit offenen Händen. Sie sitzt still in der Ecke und möchte selber geben. So werden wir jeden Morgen von diesem alten Manne reich beschenkt.

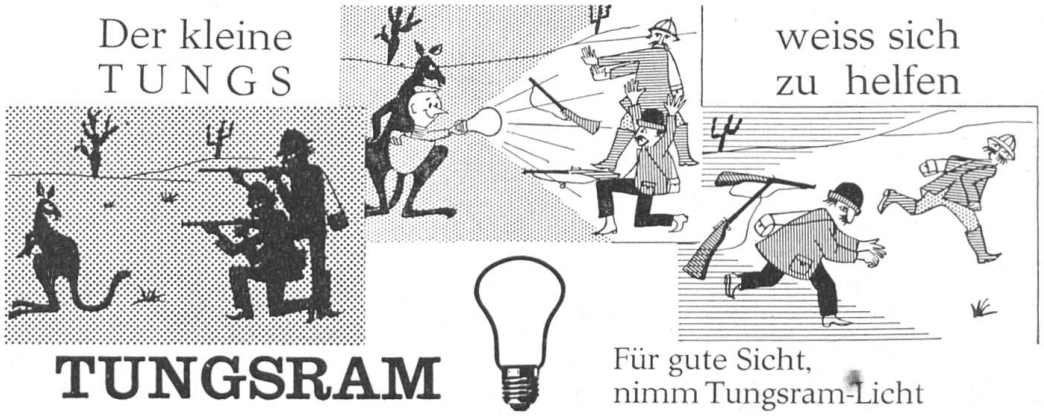
Da ich ihm gegenüber sitze, sind wir recht gute Freunde geworden, und ich freue mich über das Vertrauen, das er mir entgegenbringt; denn ich erfahre in Fortsetzungen, jeden Morgen ein neues Kapitel, seine Lebensgeschichte, ein erschütterndes Menschenschicksal. Ein williger und arbeitsamer Mensch scheitert im Leben drüben in den Staaten, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Früchte jahrelanger, schwerster Arbeit sind Ausbeute eines Betrügers geworden. Daß der Alte bei seiner Erzählung nicht anklagt, berührt mich erst seltsam, ringt mir

dann aber Hochachtung ab. Aus seinen Auslegungen geht hervor, daß er das Schicksalhafte, Unabwendbare erkannt hat, und er schließt mit den Worten: «Die Hindernisse, die mir das Leben immer wieder in den Weg legte, konnte ich zum Schluß nicht mehr bewältigen. Es ging über meine Kräfte, und so habe ich Schiffbruch erlitten.» Er schaute in Gedanken versunken auf seine, von schwerster Arbeit gezeichneten Hände und flüsterte, mehr zu sich selbst: «Das Schicksal hat mich gebeugt», dann sieht er mich an und ergänzte mit fester Stimme: «aber nicht zerbrochen», und in seinen Augen leuchtet jugendliche Kraft. Sein Glauben an die Menschen, der stärker ist als die erlittenen Schicksalsschläge, hat Güte und Weisheit miteinander gepaart.

Es ist ein nebliger, kalter Morgen, durch den uns das Tram dem Arbeitsplatz entgegen schaukelt. Die leuchtenden Schaufensterreklamen spiegeln sich verzerrt in den mit Glatteis überzogenen Straßen. Menschen hasten trippelnd und schlitternd an den Häuserfronten entlang. Soeben ist der alte Franki eingestiegen, und wie ich zufällig nach der anderen Straßenseite schaue, sehe ich mit Entsetzen, wie ein Velofahrer mit großer Geschwindigkeit ins Schleudern kommt, gegen die Bordkante prallt und in hohem Bogen über die Lenkstange geschleudert wird. Hart schlägt er auf das Pflaster auf und bleibt verkrümmt liegen. Wir stürzen erschrocken aus dem Tram, um zu Hilfe zu eilen. Im Nu haben sich viele Menschen angesammelt. Sie stehen neugierig gedrängt um das Opfer. Wir fassen an und tragen den besinnungslosen jungen Mann hinüber in einen Hausflur. Blut sickert über seine weiße Stirn. Dann springe ich in die nächste Telephonzelle und benachrichtige die Unfallstation. Mehr ist wohl nicht zu tun. Zeugen dieses Unfalls gibt es eine Menge. Sie stehen alle bei dem Verletzten, und vielleicht schon in einer Minute wird der Unfallwagen da sein. Da der Tramwagenfahrer ungeduldig mit der Glocke schellt, steigen wir wieder ein. Nur einer fehlt: Der alte Franki. Ich winke ihm zu, daß er einsteigen möge. Doch er macht eine verneinende Gebärde. Und wie das Tram abfährt, sehe ich gerade noch, wie der Alte seinen Mantel auszieht und dem Verletzten unter den Kopf schiebt.

Am anderen Morgen sprechen wir von dem Unfall, und der alte Franki sagt zu mir: «Haben Sie die vielen Menschen gesehen? Obwohl sie nie Zeit haben, den ganzen Tag hasten und springen, sich gegenseitig umrennen, muß nur ein außergewöhnliches Ereignis passieren, um sie in Massen zusammenzuballen. Dann haben sie plötzlich Zeit, können stehen und schauen, ohne daß es ihnen in den Sinn käme, zu helfen. Doch es ist keine Schlechtigkeit in ihrem Tun. Sie handeln unbewußt, aus triebhafter Sensationslust, die schon an Lüsternheit grenzt, eine Krankheit unserer Zeit.»

Eines Abends fahre ich im *letzten* Tram nach Hause. Es ist wie immer überfüllt, und immer noch drängen Menschen herein. Hinten, am Eingang, höre ich einige Burschen lachen und singen. Ich stehe ganz vorne beim Wagenführer und kann die Ursache, welche die jungen Männer zum Lärmen veranlaßt, nicht erkennen. Da sehe ich auf der Plattform beim Kondukteur den alten Franki, der eng eingepfercht mit der wogenden Menschenmasse hin und her geschoben wird. Er hat den selben braunen Mantel an wie am Morgen und auch den selben schwarzen Hut auf. Wieder Lärm und Lachen dort hinten, und ich sehe, wie einer der jungen Burschen, offenbar angetrunken, dem alten Manne mit der Hand auf den Hut schlägt. Ein wenig erschrocken nimmt er den Hut ab, drückt die Beulen heraus und setzt ihn in aller Ruhe wieder auf. Dasselbe wiederholt sich unter Lärm und Gelächter viermal, und der alte Franki



ordnet und glättet immer wieder mit den Händen gleichmütig seinen alten Hut. Dabei spielt ein fast heiteres Lächeln um seine Mundwinkel. Ich bin empört darüber und will ihm helfen, komme aber an den vielen Menschen nicht vorbei. Dann steigen wir beide aus. Er begrüßt mich freundlich, und wie ich ihm sage, daß ich, wenn ich in seiner Nähe gewesen wäre, den erniedrigenden Zwischenfall verhindert hätte, schaut er mich ganz erstaunt an.

«Aber warum denn?» fragte er. «Dem jungen Manne hat es sicher Freude gemacht, auf meinen Hut zu schlagen; sonst hätte er es doch nicht getan. Und diese Freude wollten Sie ihm nehmen?»

Ich bin so verdutzt, daß ich keine Antwort finde. Eine Zeitlang gehen wir schweigend nebeneinander her. Dann bleibt der Alte plötzlich stehen, faßt mich am Mantelärmel und schaut mich eine Weile mit großen, traurigen Augen an, bevor er spricht: «Wie ich das erste Mal Alkohol getrunken hatte, war ich wohl auch so alt wie diese Jungens im Tram. – Es ist nun bald fünfzig Jahre her, und es ist mir, als wenn es gestern gewesen wäre. – Wir waren mehrere, damals. Wir grölten laut, brauchten die ganze Straße für uns und wollten richtige Männer sein. Da stand an einer Hausecke ein blinder Bettler, der den Passanten seine Mütze entgegen hielt und um Almosen bat. Im Vorbeigehen stieß ich absichtlich mit dem Fuß gegen den Krückenstock, auf den er sich stützte. Er fiel hin, jammerte laut und suchte mit zitternden Händen nach den verstreut umherliegenden Kupfermünzen. Ich freute mich darüber.»

Er läßt meinen Ärmel los, und wir schreiten langsam weiter. Ich bin erschüttert. Was soll ich dazu sagen? – Dann trennen sich unsere Wege. Wir wünschen uns eine gute Nacht.

Eines Morgens kommt der alte Mann nicht mehr. Wir wundern uns, daß das Tram so einfach weiter fährt, ohne daß der alte Franki eingestiegen ist. Es wird ihm doch nichts passiert sein? Auch am zweiten und am dritten Morgen bleibt er aus. Immer wenn das Tram hält und der Alte einsteigen müßte, heben sich verschlafene Gesichter, die mit den Augen den Eingang absuchen. Wir warten alle auf ihn. Doch er kommt nicht. Es bleibt still im ersten Tram, und auch die Frau neben dem Italiener scherzt nur noch selten mit dem Kondukteur. Da entschließe ich mich, den alten Franki aufzusuchen. Vielleicht ist er krank? Ich weiß ungefähr, wo er wohnt. Ich kaufe ein paar Nelken und gehe auf das kleine Häuschen zu. Um die Ecke wäre ich bald mit einem kleinen, dicken Herrn zusammen gestoßen, und ich staune. Es ist der «Boxweltmeister». Wir nicken und lächeln uns verlegen zu. Auch er hat einen Strauß Nelken in der Hand, den er verschämt hinter dem Rücken verbirgt. Dann steigen wir beide die schmale, knarrende Holzstiege hinauf und drücken den Klingelknopf neben dem kleinen, weißen Namenschild. Eine Frau öffnet uns, wohl seine Haushälterin. In der Linken hält sie ein Holzbrett, worauf eine Blechkanne neben einer beschädigten Porzellantasse steht. Dann stehen wir am Bett des kranken, alten Mannes. Es ist nicht sicher, ob er uns wahrnimmt. Er starrt ununterbrochen an die niedrige Balkendecke. Seine Augen sind wie große Glaskugeln, und auf seinen eingefallenen Wangen brennen rote Fieberflecken. Seine rechte Hand streicht immer über das karierte Bettuch, als ob sie etwas wegwischen oder glätten wollte. Behutsam legen wir die Blumen auf sein Bett. Da flüstert er leise, und seine Lippen bewegen sich kaum: «So viel Blumen, so viel – schöne – Blumen.» Leise ziehen wir uns zurück und verlassen die kleine, ärmliche Wohnung.

Die «große Familie» im ersten Tram wartet auf den alten Franki, Morgen für Morgen. Wir warten auf das Geschenk, das nur er geben kann und das uns die Morgenstunden erleichtert.

Nach einer Woche will ich den Kranken wieder besuchen. Es läßt mir keine Ruhe. Ich will sehen, wie es ihm geht. Ich muß die Putzfrau, die fast die Breite der Stiegen einnimmt, bitten, mich vorbei zu lassen. Ich steige die zwölf Stufen hinauf, ich glaube, zwölf Stufen waren es. Ich hatte sie das letzte Mal schon gezählt. Und wie ich auf den Klingelknopf drücke, sehe ich, daß das Namenschild verschwunden ist. Da tönt es auf dem Treppenflur: «Wollen Sie zum alten Franki?»

«Ja, Franki, so heißt er, glaube ich, der alte Herr.»

«Da gehen Sie mal wieder nach Hause», sagt die Putzfrau, indem sie ihren Aufnehmer auswindet, das Gesicht dabei verzieht und auf die Zähne beißt. «Sie sehen doch, daß er nicht mehr da ist. Sein Namenschild hat der Hauswart gestern gleich nach der Beerdigung entfernt.»

«So so, hat er das», ist alles, was ich hervorbringe, und dann wundere ich mich, daß die Putzfrau nicht an ihren nackten Armen friert; denn die schmutzige Wasserlache vor dem Hauseingang ist mit einer dünnen Eisschicht überzogen.